Streiflichter aus der Kultur Japans

Autor(en): **Tschudi, E. / Köchli, P.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern**

Band (Jahr): **44 (1957)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-323858

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

den ganzen Ablauf des Kultes, die zu tragenden Amulette, die Kleider, die Beleuchtung, die Opfergaben, die Zahl der Musikkorps usw., wobei oft modernste Dinge wie etwa Coca Cola die Dämonen besänftigen sollen. Der einfachste «große Zar» kostet etwa 400 Franken und dauert 36 Stunden, reiche «große Zar» können jedoch bis 9000 Franken Kosten verursachen und dauern dann vier bis fünf Tage, wobei der Ablauf der Zeremonien zum voraus genau festgelegt wird. Es muß festgestellt werden, daß dieser «Zarkult» eigentlich weiblichen Derwischtänzen entspricht. Für uns Europäer weitgehend unfaßbar ist die Spaltung in diesen Menschen, die im täglichen Leben die neuesten technischen Güter kennen und benützen und handkehrum durch einen auf primitiven Vorstellungen beruhenden Amulett- und Dämonenglauben in Ekstase versetzt werden können. *P. Köchli*

Streiflichter aus der Kultur Japans

Vortrag von Herrn E. Tschudi, Bern, am 14. März 1958

Die japanische Kultur ist zugleich vielfältig und einheitlich; ihre Ursprünge sind nur teilweise zu ergründen, weil das ungeschriebene Gesetz, die Toten ruhen zu lassen, strengstens eingehalten wird. So sind denn kaum Gräber geöffnet worden, aus deren Funden man Rückschlüsse über die Herkunft der Japaner und ihrer Kultur ziehen könnte. So wie der Japaner das persönliche Glücks- oder Unglücksgefühl beiseite schiebt, so teilnahmslos ist er weitgehend auch gegenüber der Geschichte. Er lebt dem Augenblick und versucht, ihm ein wesentliches Lebensgefühl abzugewinnen. Er ist ein geradezu akrobatischer Meister im Verbinden von Shintoismus mit seinem Ahnenkult, von Buddhismus als der beglückenden Jenseitslehre mit dem Konfuzianismus als der kalten Morallehre und vielen andern religiösen Ansichten. Der Japaner hat überall jene Teile ausgewählt, die ihm am besten in seine Lebensauffassung hineinpassen. Er bringt deshalb unzähligen Gottheiten seine Opfer und Verehrung dar. Diese seelische Haltung findet ihren sichtbaren Ausdruck in einem weitverbreiteten und angesehenen Mönchstum, das seit Kriegsende wieder an Bedeutung gewinnt, in unzähligen Tempeln, heiligen Statuen und Wallfahrtsorten. Wie die Religionen im Laufe der Jahrhunderte von außen gekommen sind, so hat der Japaner auch die Schrift, die Malerei und die Teekultur über Korea aus China empfangen. Er hat die Schrift teilweise vereinfacht, umgestaltet, aber nichts grundsätzlich Neues geschaffen, sondern hauptsächlich darnach gestrebt, irgendeine Harmonie zustande zu bringen. So können wir feststellen, daß heute keine Zeichnung ohne ein entsprechendes kleines Gedicht angefertigt wird. Enthält die Zeichnung stark ausgeprägte Formen, so ist die Schrift eckig, zackig; sind die Linien des Bildes weich und sanft, so werden die Schriftzeichen fein, geschwungen, sie verfließen und zerflattern. Dem Ausländer wird das Eindringen in die japanische Schrift erschwert, weil bald das Hiragana,

eine phonetische Schrift, bald das Katagana, eine Silbenschrift, für das Gedicht verwendet wird.

Wohl den offensichtlichsten Eindruck über das Streben nach Harmonie erlebt man in der Gartengestaltung und im Hausbau. Beides soll zu einer Einheit werden und naturverbunden sein. Die modernen Viertel Tokios und anderer Industriestädte mit ihren Betonbauten sind dem Japaner ein Greuel. Wo er kann, verkleidet er die Außenwände, um ihnen ein gefälligeres Aussehen zu geben. Außerhalb der neuzeitlichen Stadtkerne hält er zäh an der alten Überlieferung fest: Garten und Haus sollen einen philosophischen Gedanken seiner Naturreligion widerspiegeln, mit dem der Japaner ständig verbunden sein will. Die Eigenart des japanischen Hauses liegt in seiner Anspruchslosigkeit, die einen andern Ausdruck der intensiven Naturverbundenheit bedeutet. Da alle Baustoffe in möglichst naturnaher Form verwendet werden, gewinnen Maserung und Holzfarbe Bedeutung, bestimmen teilweise die Bauteile und die Gliederung des Hauses, soweit überhaupt eine feste Aufteilung angestrebt wird, was im Innern nie der Fall ist. Zufolge der verschiebbaren Wände kann es laufend den Bedürfnissen angepaßt werden. Das japanische Haus wird erst durch den Garten zur Einheit. Beides soll durch Ruhe und Schlichtheit symbolisch zur philosophischen Sammlung beitragen. Gerade dieser gesucht philosophische Gehalt im Alltäglichen, sei es nun im Hause, im Garten, in der Kunst und in der Gestaltung der Gebrauchsgegenstände usw., macht uns die japanische Kultur so schwer erfaßbar, weil wir ihr nichts Ähnliches zur Seite stellen können.

P. Köchli

Aspects du Jura

Vortrag von Herrn Dr. H. Liechti, Pruntrut, am 28. März 1958

Der Jura besteht aus einer Vielzahl geographischer Einheiten. So sind sämtliche Längstalungen eigentlich räumlich geschlossene Gebiete, wie die Täler von St-Imier, Tavannes, Moutier, der Sorne, das große Delsberger Becken, das Laufental und als kleinstes das Doubsknie von St-Ursanne. Als größere Landschaftseinheiten kommen die Freiberge und das bereits der Sundgau-Ebene zugehörige Gebiet der Ajoie hinzu. In den Längstalungen ist die Besiedlung perlschnurartig, im Elsgau ist es eine Streu von Dörfern, auf der rauhen Hochebene der Freiberge sind es zerstreute Einzelhöfe. Die Verbindung der genannten Einzellandschaften untereinander geht über Juraketten oder durch die engen Klusen, früher eher oben durch, heute gewöhnlich dem Talweg entlang; jedenfalls ist sie so oder so schwierig genug. Da auch die größeren Orte – die sogenannten «zentralen Orte» des Geographen – Biel, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Solothurn und Basel, hier nicht zentral, sondern ausgeprägt randlich liegen, ist die Einheit des Juras weiter erschwert, wenn nicht gar verunmöglicht.